

Massenmedien: Dramaturgie und Wirkungen. Unterrichtswissenschaft, 14. Jg. 1986, Heft 2.- München Hueber, 216 S., DM 20,-

Didaktiker warten seit Jahrzehnten auf Hilfen zur "Anleitung der Schüler zum Gebrauch der Massenmedien", wie es Robert Ulshöfer bereits 1963 formulierte (vgl. 'Der Deutschunterricht' 1969, H. 1). Richtlinien der verschiedenen Bundesländer fordern von den Deutschlehrern eine sinnvolle Medienerziehung, aber die wissenschaftliche Grundlage dafür fehlt. Wegen der Komplexität der mit Massenmedien zusammenhängenden Fragen sind daher alle Ansätze zu begrüßen, auch wenn sie nur jeweils ein winziger Schritt auf dem Weg zur Durchleuchtung des Forschungsgegenstandes sind und auf den ersten Blick nicht mit 'Massenmedien' zusammenhängen. Einen solchen stellt dieses Heft der 'Unterrichtswissenschaft' dar.

Im ersten von vier Beiträgen "Medienvermittelte Pausen und Lerneffekte" (S. 111-125) greifen Hertha Sturm, Peter Vitouch und Marianne Grewe-Partsch den Aspekt der Optimierung des Lernens vom Bildschirm heraus. Die überwiegend studentischen Versuchspersonen sollten manuell nachmachen, was sie zuvor in einem kurzen Videostreifen beobachtet hatten: verschiedene Bausteine in bestimmter Reihenfolge in einen Kasten stecken. Bessere Ergebnisse durch bessere Behaltensleistung wurden jeweils dann erreicht, wenn zwischen der Darbietung der einzelnen Elemente jeweils Pausen von ca. zwei Sekunden eingehalten wurden. Die schlechtesten Lernergebnisse erbrachten Darbietungen ohne Pause. In ihrem Beitrag legen die Autoren größten Wert auf die kognitiven Auswirkungen der medial fehlenden oder dargebotenen Pausen und weniger auf den emotionalen Zustand der Personen - obwohl die Einleitung des gesamten Hefts zu 'Massenmedien' das Defizit einer rezipientenorientierten Forschung beklagt und das 'Zusammenschalten' von mindestens zwei Bereichen (Medienspezifik und Sozialwissenschaft) betont.

In dem Beitrag von Marlene Landsch "Sprache und Bild" (S. 126-138) geht es um die Beziehungsebene zwischen Personen in der direkten, asymmetrischen Kommunikationssituation, um die Wirkung des verbalen und nonverbalen Lehrerverhaltens in einer gesteuerten Lernsituation. Zwei 'Fallbeispiele' aus dem personengeleiteten Präsenz-Unterricht sollen zeigen, wie die Mimik des (weiblichen, erwachsenen)

Lehrers über den visuellen 'Kanal' auf den (männlichen, kindlichen) Schüler Peter wirkt. Dessen Alter oder Schuljahr werden nicht genannt, aus dem Kontext heraus ist ein Primarstufenschüler zu vermuten. In ersten Fallbeispiel wird die verbale Äußerung von einem 'Das hast Du falsch gemacht'-freundlichen Begleitlächeln der Lehrerin begleitet; im zweiten Fallbeispiel wird umgekehrt die 'richtig'-Äußerung von einem abfälligen Schauen begleitet. Peter schließt in beiden Fällen, er habe etwas 'nicht gut gemacht', wofür Landsch drei mögliche plausible Erklärungen nennt, "die allerdings nicht verallgemeinerbar sind" (S. 130), da der situative Kontext entscheidend sei. Man vermißt dabei nicht nur den Bezug zu den Wirkungen dramaturgischer Maßnahmen in den Massenmedien, sondern etwa auch die Diskussion zur schon in Unterrichtsmitschau-Untersuchungen von Alfons Otto Schorb von 1970 beobachteten und kritisierten Magi-stromorphie.

Am weiterführendsten erscheint der Bericht von Marianne Grewe-Partsch (S. 139-153) über "Emotionale Medienwirkungen", der Ergebnisse aus drei Untersuchungen aus den Jahren 1971, 1975 und 1980 präsentiert. "Die emotionalen Eindrücke (...) verändern sich im Gegensatz zum erworbenen Wissen nicht, unabhängig vom behaltene oder vergessenen Inhalt bleiben sie konstant." (S. 142) Von dieser Aussage her eröffnet sich ein weites Forschungsfeld der Psychologie und Soziologie bis hin zur Kulturwissenschaft. Während die ersten beiden Studien Studierende bzw. jugendliche Schulkinder ausführlich direkt befragten, wurden in dieser Studie Kinder unter vierzehn Jahren untersucht, die man nicht in demselben Ausmaß wie Ältere befragen kann. Dazu wurden 'objektivere' Meßverfahren angewandt, auf der physiologischen Ebene Herz-, Atemfrequenz und Hautwiderstand gemessen. Außerdem wurde gleichzeitig die Mimik der Kinder auf Video aufgenommen. Es ergab sich, daß die emotionale Version einer audiovisuell dargebotenen Erzählung eine bessere Behaltensleistung bewirkte als eine nonverbal/unkommentierte oder eine streng sachlich kommentierte, gewissermaßen 'objektivere' Version. Auch wurden die als angenehm empfundenen Szenen von den Kindern durchweg besser behalten. Auf Lehrangebote aller Art und die Lehrerbildung generell müßte sich auswirken, daß die 'sachliche' Version in der Wiederholung noch schlechter erinnert wird als bei der Erstdarbietung. 'Zuschauer'-Erregung durch Wort-Bild-Interferenzen soll man vermeiden, angenehm würde erlebt, wenn sich Bild und Wort in ihrem emotionalen Klima in Übereinstimmung befinden (vgl. S. 151). Fraglich bleibt allerdings der aus Rezensentensicht allzu selbstverständliche Wechsel der Rezipienten von 'Kindern' auf 'Zuschauer' bzw. 'das Publikum' bis hin zu 'mediendramaturgischen Folgerungen' für die Diskussion 'von Medienpädagogen und Medienpraktikern'. Gehen der Forscherin in ihrem optimistischen Verallgemeinerungsdrang die Zügel durch? Kann tatsächlich auf alle möglichen Rezipienten, reife- und altersunabhängig, generalisiert werden? Kann man ohne weiteres von Spielszenen her auf Fernsehnachrichten hin vermuten, sie würden deshalb schlecht behalten, "weil sie oft genug emotionale Bilder mit sachlicher Textierung verbinden" (S. 149)? Falls dies zuträfe, müßten die Nachrichtenredaktionen der öffentlich-rechtlichen Sender umdenken.

Zum vieldiskutierten Thema Fernseh- und Videogewalt stellt Jo Groebel aufgrund des aktuellen Forschungsstands und gegen die gängige Berichterstattung, Forschungsergebnisse seien widersprüchlich (Katharsis versus Imitation) heraus, daß eindeutig ein Zusammenhang zwischen Bildschirmgewalt und aggressiven Einstellungen besteht, wenn dieser auch gruppenspezifisch unterschiedlich ausgeprägt ist (S. 154-167). Aggression wird zumindest verstärkt, wenn nicht gesteigert. Geringer ist die Bildschirmwirkung bei heterogenerem Fernsehangebot und bei homogener Bevölkerungszusammensetzung und umgekehrt. Groebels letzter Abschnitt zum Kulturvergleich ist ein Beispiel für weitere Forschungen, besonders in der Medienwissenschaft, wenn dieser Aspekt auch für Auslandserfahrene geläufig ist.

Ottmar Hertkorn